

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 251 (1978)
Rubrik: Das Bernbiet ehemals und heute

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Bernbiet ehemals und heute

Habkern – ein Bergdorf in der Entfaltung

Fremde Landschaft – fremde Namen

Mehrmals zogen wir hinauf in das Dorf. An Johanni, wenn die Sonne sich wendet, im Herbst unter verhängtem Himmel. In hellen Mondnächten machten wir Rast, oben in den Karrenfeldern des Trogenhorns, in den Matten des Seefelds. Geschichten hörten wir an in lange durchwachten Nächten: von den «Bergmandleni», vom «Schtrüdel». Hat uns nicht alte Kunde hingelockt in die Ödnis von Fels und Berg? Zu Höhlen, in denen Zwerge gehaust, zu Erdspalten, die hinführen sollen in unterirdische Gewölbe, zu verschütteten Städten? Hiess es nicht, man könne unter Tag auf Gängen hingelangen zu den Höhlen des Beatus? Und gab es nicht einst eine Stadt droben auf dem Seefeld, und eine andere drüben im Ällgäu?

Eines dürfte feststehen: wir wandern in einem Rückzugsgebiet helvetisch-römischer Bevölkerung, in einer Art Auffanglandschaft, die Schutz bot vor den andringenden Germanen. Keltischer Laut hängt noch an den Bergen. Die «Stadt» oben auf dem Hohgant entsprach vielleicht einem grösseren Lagerplatz der Hirten. Im Schatten der Felsen weidete das Vieh. Aber schon den Kelten erschien der Berg steinig und grau. «Gand» heisst in ihrer Sprache soviel als Felsschutt, Geröll, mit Steinen übersäte Gegend. Im romanischen «gonda» lebt die Bedeutung weiter und ebenso in den der germanischen Zunge angeglichenen Formen Gantele, Gantekopf, Gantfluh und Gandegg.

Und Habkern selbst? Hat man den Namen nach den «Habch» oder «Habicht» gebildet? Jahn denkt an ein gallisches «ard», das er mit «hoch» oder «steil» übersetzt. Eine Dorfschaft im abschüssigen Gelände. Ist Harder damit verwandt? Man hat diesen Bergnamen als «Weidetrift», «waldige Höhe», «waldige Fluh» gedeutet.

Und Wintrösch? Auch hier geben das Keltische und Germanische manches her. «Dort oben dröschten die Winde», erklärte uns ein Bauer, und dann blickte er hinüber zum Trogenhorn: «Und Z'Trogehore dort, das trägt uns. Es scheint nah zu sein und ist doch fern, ist hoch und stotzig, und doch wiederum gut und leicht zu nehmen.»

Im Dunkel der Jahrhunderte

Wann sind die germanischen Landsucher vorgedrungen in die «Wüestung» und «Wildi» des Lombachs? Wann haben sie dem Harder gleichsam hinter die Nase geschaut? Stiegen sie aus dem Eriz auf über den Grünenberg? Wanderten sie vom Battenberg zu über Farneren und die «waldige Egg»? Zogen sie über Bohlberg und Widegg aus den Krächen der Emme oder eroberten sie vom See her das abgelegene Hochtal? Die tiefe Schlucht des Lombachs hat ihre Spuren verwischt. Es dürften Alemannen gewesen sein, blondhaarige kräftige Burschen von breiter Schulter, ein Schlag dem drüben im Schangnau verwandt. Vielleicht sind sie in einzelnen Trüpplein gekommen, aus der Enge des Harzersboden oder vom «schwarzen Birg», dem Brünig. Einige folgten vielleicht dem Lauf der Aare.

Es werden Rodungsfreie gewesen sein, die die Axt an die hochstämmigen Bergtannen legten. Vermutlich waren sie von Abgaben ganz oder weitgehend befreit, und ihr einziger Herr war der Kaiser. Ihre Stellung wird der der Hasler, der Bauern des Goms und Pomats entsprochen haben. Sie hatten zwar nicht wie diese einen wichtigen Nord-Süd-Weg zu schützen, aber ihre Anwesenheit im Gebirge sicherte doch mittelbar den von den Seen ins obere Wyssland führenden Pfad. Feindlicher Einbruch aus dem Norden



J. Weibel fecit April 1823.

Kirche und Pfarrhaus Habkern, 1823

Kolorierte Aquatinta aus der Sammlung «Bernische reformierte Kirchen und Pfarrhäuser» von Jakob Samuel Weibel (1771–1846)
Burgerbibliothek Bern

Farbphoto Gerhard Howald, Bern

fand hier ein Hindernis. Als sich mit der Zeit längs der Aare und ihrer Stauungen verschiedene Herrschaften entwickelten, altfränkisch-burgundischer Adel neben neuzugezogenen Geschlechtern hochkam, am untern Ende des Wendelsees die Strättliger und die Edeln von Thun ihre Türme bauten, die Freiherren von Oberhofen das nördliche Ufer der weiten Wasserfläche unter ihre Fittiche nahmen, am obern See die Brienz-Ringgenberg der Gegend ihren Arm auflegten und am Rande des Bödels von Interlaken die Rothenfluh und Unspunnen die Pforten zum Gebirge überwachten, da reichte die Macht keiner dieser Familien bis hinauf in die Landschaft des Lombachs.

Es scheint, dass erst die straffe Hand der Zähringer den Bewohnern dieser Berggebiete einen politischen Willen aufgezwungen hat. So suchte Berchtold V. aus diesem Geschlecht sich den Weg ins Wallis gegenüber den zahlreichen kleinen Gewalthabern zu sichern. Er beugte die ihm widerstrebenden Barone, rief ihm getreue Geschlechter wie die Eschenbach und Wädswil in die Berge des Berner Oberlandes und verschwägte sie den hier ansässigen Edelhäusern. Die ersten traten in Oberhofen, die letzteren zu Unspunnen die Erbfolge an. Aare und See schieden die beiden Herrschaften. Doch ihre Befugnisse griffen manchenorts über den Fluss. So besaßen die Eschenbach-Oberhofen die vogteilichen Rechte über das auf dem Südufer der Aare gelegene Augustinerpriorat im Bödels, während ihre Nachbarn, die Wädswil-Unspunnen, am Abfall des Battenbergs und am Eingang ins Habkernthal Rechte und Güter besaßen. Es mag sein, dass auch die Rothenfluh da und dort mit im Spiele waren. Walter II. von Eschenbach scheint die Mönche in ihren Rechten bedrängt zu haben. Der Handel kam vor König Heinrich, Friedrichs II. Sohn, und dieser übertrug 1224 zu Hagenau «die Vertheidigung des Klosters Inderlachen» dem Schultheissen und den Räten der Stadt Bern. Eine Verschachtelung von Rechten. Der gleiche Walter II. gilt als der Begründer oder zumindest als der Ausbauer und Befestiger des auf dem rechten Aareufer gelegenen Städtchens Unterseen, dessen Boden den Mönchen gehörte, die ihn den Eschenbach gegen einen bescheide-

nen Zins als Erblehen abtraten. Wollten sich die Eschenbach mit der neuen Gründung gegen die Wädswil vorsehen, mit denen sie damals auf gespanntem Fusse lebten? Richtete sich der politische Schachzug gegen Rudolf III. von Weissenburg, der in jenen Jahren die Herrschaft Rothenfluh an sich gebracht hatte und damit ins Bödels vorgriff?

Im Jahre 1275 übergab König Rudolf von Habsburg das reichsfreie Gebiet von Habkern und das Dorf Bönigen Walter III. von Eschenbach gegen dessen Besitz auf dem Beatenberg («super montibus») und anderer freiherrlicher Orte. Die Eschenbach hatten von den Leuten «auf den Flüh» einen Zins bezogen. Sie durften sie zu Krieg und Frondienst auffordern. Es ist anzunehmen, dass die Freiherren mit dem Besitzerwechsel die gleichen Rechte auch gegenüber den Bauern von Habkern geltend machten. Wie hoch der auferlegte Zins war, wie tief der Tausch in die gewohnte Freiheit der Bergler einschnitt, wir erfahren es nicht. Die Höfe hinter dem Harder waren abgelegen, wollte der Freiherr hier seinen Willen durchsetzen, so bedurfte er der doppelten Stosskraft. Wie weitausschauend die Pläne der Eschenbach waren – die Freiherren verschuldeten sich und vermochten die Besitzungen im Oberland nicht mehr lange zu halten.

König Albrecht plante, für einen seiner Söhne einen Staat in den Alpen zu gründen, der die Gebiete der Innerschweiz, des obern Wallis und der obern Aare umgreifen sollte. So nahm er den in die Enge getriebenen Eschenbach ihre Besitzungen in der Gegend des Thunersees ab und legte sie seinem Hause zu. Im Urbar werden genannt: die «Stadt ze Interlappen» (Unterseen), Unspunnen, die Reichslehen zu Grindelwald, die Twinge und Bänne im Lütschental und zu Wilderswil und ebenso «die lüte, so da sitzend an dem berg bey Habichern und auf den Flüh». Das jung-aufblühende Städtchen an der Aare bildete den Mittelpunkt des neugeschaffenen österreichischen Amtes, des sogenannten «officium Interlacense», zu dem die nachbarlichen Burgen und Landschaften gehörten. Ein neuer Machtmittelpunkt – Bedrohung des offeneren Unterlandes. Doch der Plan schlug fehl: König Albrecht wurde ermordet, die Gründung eines habsburgi-

schen Alpenstaates war im Keime erstickt. Die Bergtäler verloren ihre Wichtigkeit, und eine im Mai 1315 ausgestellte Urkunde meldet, dass Herzog Heinrich von Österreich damit einverstanden sei, dass sein Bruder, Herzog Leopold, ihrem Oheim, dem Grafen von Strassberg, der damals Reichslandvogt in den burgundischen Landen war, die «Burgen und Städte» Interlappen, Unspunnen und Oberhofen versetze. Mit dieser Pfandschaft war die Ausübung der Vogtei über die Gotteshausleute von Interlaken verbunden, und ziemlich sicher sind in diese Übertragung auch zahlreiche Lehen im Tale von Habkern eingeschlossen gewesen, die in den Regesten des Klosters nicht einzeln aufgeführt werden.

So mögen die Habkerer mit über den Brünig gezogen sein, als Otto von Strassberg in Unterwalden eindrang, um Leopold im Kampfe gegen die Bauern am Vierländersee mit einem wohlbedachten Stoss in die Flanke des Feindes zu unterstützen. Die Niederlage am Morgarten vereitelte das Unterfangen. Sollte Leopold nochmals aufsteigen, Gut und Macht im Wyssland mehren? Das Kloster auf dem Bodeli belud ihn mit der Blutgerichtsbarkeit über die Gotteshausleute. Ein Schacher mit Rechten begann – Gewinner wurde die Stadt Bern. Es ging nicht ohne Krieg und Brand. 1330 waren die Hasler gegen die Freiherren von Weissenburg ausgerückt, und die Unterwaldner wollten sie von Habkern her entlasten. Sie kamen zu spät und brachten dadurch das Unternehmen zum Scheitern. Doch einmal ausgezogen, hielten sie sich unterwegs schadlos und plünderten die Höfe von Habkern.

An die zehn Jahre später wehte wieder ein harter Wind. Der burgundische Herrenbund band 1339 die Schlagkraft Berns im Westen. Sofort fielen die Waldleute aus dem Sarnerland «sengend und raubend ze Grindelwald, Habkern und Iseltwald» in die Besitzungen der Augustiner ein, um sich für die Unterstützung zu rächen, die das Kloster 1315 dem Otto von Strassburg gewährt hatte. Menschen und Eigentum wurden weggeführt, Widersetzliche verbrannt oder erschlagen.

Solcher Zwischenfälle ungeachtet, wurden die Mönche mehr und mehr zu fetten Herren. Sie forderten Zinsen und Dienste und gebärdeten

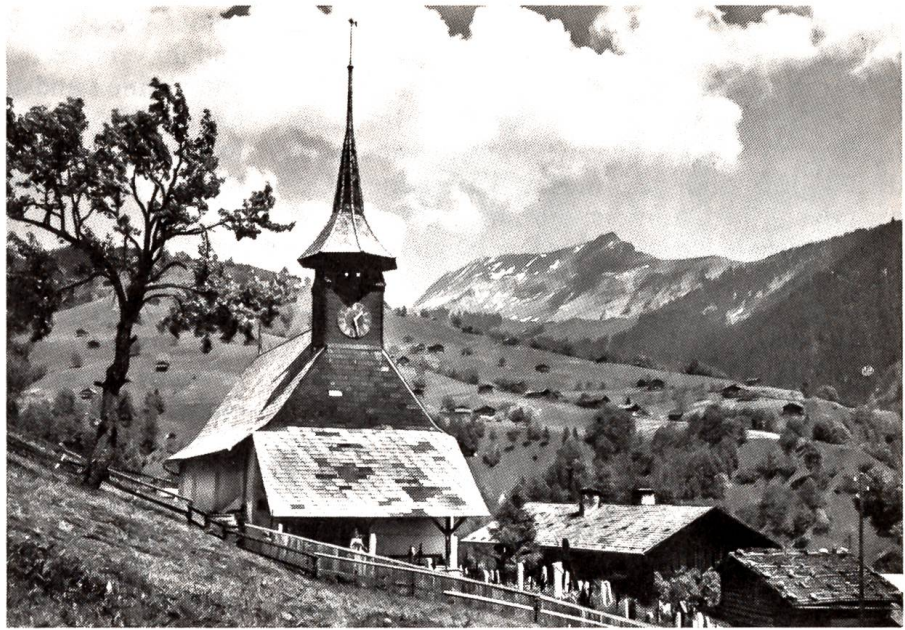
sich wie weltliche Grosse. Der Bauer beugte den Nacken, doch es entging ihm nicht, dass drüben in den Ländern am See der Ländmann frei war und das Geschick des Tales in die eigene Hand nahm. Da der einzelne nichts ausrichtete, verband er sich. Die Leute von Grindelwald, Lütischental, Wengen und Grenchen bei Wilderswil, die Bergler von Sachseten und die Bauern aus Bönigen und Iseltwald sowie die von Habkern und «Uffenfluh» bildeten einen Sonderbund gegen das Kloster, diesen «Horst Österreichs». Die Mönche wussten Bern im Rücken. So sahen ihre Untertanen sich vor und bauten Befestigungen gegen einen allfälligen Eindringling. Dann reichten sie ihren «Schicksalsgefährten» über den Brünig die Hände. 1349 im Januar nahmen die Landleute von Unterwalden die Genossen der oberländischen Orte, «die zu ihnen geschworen haben, von Blaten hinauf bis an die Unterwaldnergrenze» in ihren Schirm. Jetzt traf Bern seine Vorkehrungen. Wir wissen nicht, ob seine Fähnlein ausgerückt sind, bekannt ist nur: die Rädelsführer fanden es für gut, den Rat der Stadt um Vermittlung anzugehen. Ob Verrat im Spiel war? Eine recht ansehnliche Busse wurde den Teilnehmern auferlegt. Die geschworenen Eide wurden abgetan, die Briefe mit den Waldleuten entkräftet. Mit dem Bären, dies merkten die Gotteshausleute, war nicht zu spassen. Noch eines: die Unterstützung, die Bern den Augustinern gewährte, ebnete seinem Einfluss den Weg in die oberländischen Täler.

Was dem Kloster nicht alles zufluss: Güter am Eingang zum Habkernthal aus der Hand Hartmanns d. Ä. von Kiburg, die der Graf 1256 den Mönchen überlassen hat; ein Grundstück «am Herder» (Harder) von Walter von Eschenbach, das dieser 1275 der geistlichen Gemeinde verkauft hat; vier Jahre später gegen einen jährlichen Zins des Heinrich von Wolfenschiessen Anteil an der hoch über Habkern gelegenen Leimernalp, ferner Rechte, die der Junker Werner von Leuxingen (Leissigen) auf Güter in Farnern und «am Stollen» besass, desgleichen 26 Kuhbergrechte auf der Alp «Elgäu», die Konrad Müller von Unterseen 1352 den Brüdern überliess. 1361 erhielten die Augustiner von Konrad ob dem Holz 27 solcher Rechte «an dem Berg

Löubach» sowie Güter in «Pfaffenschwendi» (Schwendi-Bäuert) und anderswo. 1336 wies Niklaus Fülizant den Mönchen «alle seine Ansprachen» an den Gerichten «zu Lombach» zu.

Das Kloster – reichster Grundbesitzer. Es regierte mehr, als es diente. So kam es zu immer neuem Zusammenlauf, und es bedurfte nur irgendeines äusseren Anlasses, um den niedergehaltenen Groll hochschliessen zu lassen. Als daher der Alte Zürichkrieg stets neue Aufgebote nötig machte und die Söhne des Oberlandes sich stellen mussten, vereinigten sich die Unzufriedenen, die Leute vom See, von der Lüttschine, vom Lombach 1445 zu Aeschi. Sie stifteten den «Bösen

Bund», und ihre Wortführer riefen zur Gründung eines eigenen Standes, der dem Bergvolk an der obern Aare die gleichen Freiheiten schenken sollte, wie sie die Bauern ob und nid dem Wald und an der Reuss besaßen. Die Aufrührer brachen, wie es heisst, in das Priorat ein, beschwerten sich über die ihnen vorenthaltenen Rechte, erklärten, dass man sie als «freie Gotteshausleute» nicht zu den Reis-(Kriegs-)Zügen des Klosters aufbieten dürfe, und verlangten, dass die Aare als «freie Reichsstrasse» jedermann offen sein sollte und ein jeder an ihren Ufern «gewerben oder fischen» dürfe. Ein Schiedsgericht nahm sich des Handels an, prüfte die beidseitigen Rechte und Pflichten und bestimmte, dass die Berggemeinden freie Gotteshausleute sein und bleiben sollten, aber den Propst und das Kapitel als «natürlichen Herrn» anerkennen müssten. Dem Kloster komme es zu, die Amtsleute einzusetzen, ihm gehörten die hohen und niedern Gerichte. Ihm seien auch fernerhin die Zinsen und



Die Kirche von Habkern
Im Hintergrund das Augstmatthorn (2137 m)
Photo Verkehrsverein Habkern

Zehnten zu entrichten. Selbst die «Reisdienste» wurden den Untertanen nicht erlassen.

Friede für nicht ganz hundert Jahre. Dann brach der Sturm von neuem los. Diesmal erhielt die Unzufriedenheit der Bergler noch einen religiösen Zuschnitt. Die Obrigkeit hatte im Februar 1528 das Reformationsmandat erlassen. Mit ihm wurde der geistlichen Herrschaft im Alpengebiet ein Ende gesetzt. Propst Niklaus Trachsel und das Interlakner Chorherrenkapitel schlossen mit einer Abordnung des Rates einen Übergangsvertrag. Lienhard Hübschi trat als neuer Amtmann an die Spitze der Verwaltung, das Regiment ging über an die Hand des Stärkern. Die Bauern widerstrebten dem Druck des stets mächtiger werdenden Staates, der jetzt an die Stelle der geistlichen Herren trat. Ihre Hoffnung auf Ausdehnung der Selbstverwaltung schwand dahin. Neue Abgaben und Steuern winkten. In Bern wollte man die Beschwerden und Wünsche der ehemaligen Gotteshausleute

nicht hören. So wuchs die Abneigung gegen das um sich greifende Regiment der neuen Herren. Schon zog eine erste Schar von Ruhestörern längs des Sees nach Thun hinunter. Im Hasli führte man die Messe wieder ein. Altgesinnte aus dem Goms und den unterwaldnerischen Gemeinden schürten in den einzelnen Dörfern der Berge. Soziale Umsturzpläne verbanden sich mit religiösen Forderungen. Alter Glaubenseifer flammte auf. Noch gab es über kurz eine Vermittlung: sie vermochte den über die Dämme schwellenden Strom nicht mehr zu bändigen. Altgläubige aus Habkern, Brienz und dem Hasli, Ungebändigte aus Aeschi und Krattigen, Bauern aus den Tälern der Lütschine, Kander und Simme versammelten sich auf den Bödeli, schworen «vom alten glauben und iren friheiten nid abzeston», bestimmten das Kloster als Eigentum der neuen Talgemeinde, wählten einen Vogt, setzten einen Landvenner und Landweibel ein und legten Wachen ins Schloss Wyssenau und an die Beatenstrasse. Die lästige Aareschwelle fiel den Aufwieglern zum Opfer. Rasch zündete rings der Geist der Widersetzlichkeit. Bern rief zu den Waffen. Während seine Vorhut ausrückte, kamen «die von Underwalden mit ir paner haruber den Brünig gon Briens ungewarnt und unabsgagt». Götschi und Bergmann führten sie an und Kaspar von Flüh, der Enkel des Einsiedlers, trug die Landesfahne. Grüne Tannästlein, die Erkennungszeichen der Reformationsgegner, umkränzten die Eisenhüte der Ausgezogenen. Den Freunden «vom Wald» gesellten sich die Hasler zu, ferner ungezählte frühere Gotteshausleute. Vor Unterseen zogen die Zornigen auf, und ihnen standen die Berner gegenüber. Der Bär erhielt dauernden Zuzug. Macht stand gegen Übermacht. So schmolz den Aufständischen der Mut. Die Unterwaldner und Hasler machten sich heimlich davon, zahlreiche Gottshausleute begannen sich zu zerstreuen, und manche Anführer suchten über die Pässe das Weite. Auf der Höhenmatte hielt Schultheiss Hans von Erlach das Kriegsgericht. Die Gotteshausleute mussten «bei Verlust von Leib und Gut» auf dem Platze erscheinen, und nun wurden Lohn und Strafen ausgeteilt, an denen auch die Leute von Habkern ihren zugemessenen Anteil erhielten. Die Ober-

länder mussten eidlich der Regierung huldigen und ihr versprechen, ohne obrigkeitliche Bewilligung keine Landsgemeinden abzuhalten und niemanden ins Landrecht aufzunehmen. Jede eigenwillige Bewegung in den Bergen wurde damit unterbunden. Von Bern ging das künftige Schicksal aus.

Verkündigung des göttlichen Wortes in Habkern

Wann drang das Wort des Evangeliums erstmals in die Waldschlucht des Lombachs? Wie lange hielt sich in den einsamen Höfen der uralt-eingesessene Glaube an irgendwelche das Dasein bestimmende sinnlich-übersinnliche Wesen? Wie lange nahmen der altgermanische Naturdienst, der Glaube an Wotan und seine Sippschaft, die Furcht vor dem Horreteküher und andern dunklen Mächten die Gemüter gefangen? Jahn erzählt, dass man in Habkern von Heidenhäusern rede. Erinnerung an eine vorchristliche Bevölkerung, an heute verschüttetes Brauchtum? Dort, wo der Lombach aus der finstern Talschlucht ins Aufschüttungsgelände von Unterseen herausbricht, stand vor Zeiten eine kleine Kapelle. Sie war dem heiligen Nikolaus geweiht, dem Erretter aus Wassersnöten, und ihm vielleicht haben die Aareschiffer ihre Spenden gebracht. Noch heute haftet an der Flur der Name St. Niklausen. Ob ein einsamer Waldbruder hier den Dienst versah? Ob die Mönche vom Bödeli zu den kirchlichen Verrichtungen herüberkamen? Ob der Altar sich anstelle eines viel älteren heidnischen Gottes erhob? Wir wissen es nicht.

Habkern, so viel steht fest, gehörte vor der Reformation zur Kirche von Goldswil. Diese erhob sich auf einem Hügel über dem kleinen Dorf am See, und sie reicht nach Kennern ins 11. oder 12., vielleicht sogar ins 10. Jahrhundert zurück. Ein romanischer Turm mit Blenden und Rundbögen lugt heute noch aus dem Laub der Bäume hinaus. Lohner bezeichnet die Kirche von Goldswil als eine der ältesten des Berner Oberlandes, und er denkt an die Freiherren von Ringgenberg als deren mutmassliche Stifter. Die Kirche war dem heiligen Petrus geweiht, und Vogtrecht und

Satz gelangten im 13. Jahrhundert an das Kloster Interlaken.

Die Habkerer hatten einen weiten Weg zum sonntäglichen Gottesdienst unter die Füsse zu nehmen. Die Überlieferung berichtet, dass sie dazu einen alten, in der schlechten Jahreszeit kaum begehbaren Pfad über den Harder benutzten. Er war im Winter tief verschneit, und so musste man die Toten unter dem Schnee lagern, bis man sie im Frühling über den Berg schaffen konnte. Es soll dabei auch etwa ein «Ungfell» gegeben haben, derart, dass «die Trucken» (der Sarg) ins Gleiten gekommen sei, und den «Chib» (den Toten) auswarf, so dass dieser auf eigene Faust über den gefrorenen Steilhang dem Friedhof zusauste. Dem wollte man vorbeugen. So kam man überein, dass alle die, die nach «menschlicher Voraussicht» Krankheit und die Schwächen des Alters während des Winters kaum würden überstehen können, sich im Herbst aufmachen sollten nach Goldswil, um in den Armen der Kirche ihr Sterben abzuwarten. Eine eigenartige Musterung soll es da in der Gemeinde am Lombach gegeben haben, bevor so ein Trüpplein Gezeichneter sich aufmachte ins nachbarliche Kirchdorf. Und noch seltsamer, wenn so ein Totgesagter dann im Frühling neugestärkt oben auf dem Grat erschien – ein Heimkehrer «aus dem Reiche der Toten». Auch liebliche Vorstellungen verknüpften sich mit dem alten Kirchweg. So glaubte man, der Tote könne, wenn man mit dem Sarg oben auf dem Bergkamm stehe, einen ersten Blick ins Paradies tun und auf diese Weise die kommenden Freuden vorausgeniessen. Doch wehe den Verdammten. Auch sie erspähten ein Zipfelchen des Himmels, genug, um ihm in ewiger Höllenpein nachzutrauern.

In einfachen festen Formen wickelte das kirchliche Leben sich ab, eingefügt in den Ring der Jahresfeste, gekittet durch Lehre und geistliches Amt. Im göttlichen Wort banden die Augustiner den unabhängigen Sinn der Bergler. So stellten sich die Habkerer dem von Bern eingeführten neuen Glauben entgegen. Umsonst. Heilige und Altäre fielen. Die biblische Auslegung mit ihrem Ernst, ihrem Nachdenken trat an die Stelle des Messewunders. Man nahm den Bewohnern des Lombachtales den weiten Kirchgang ab: das



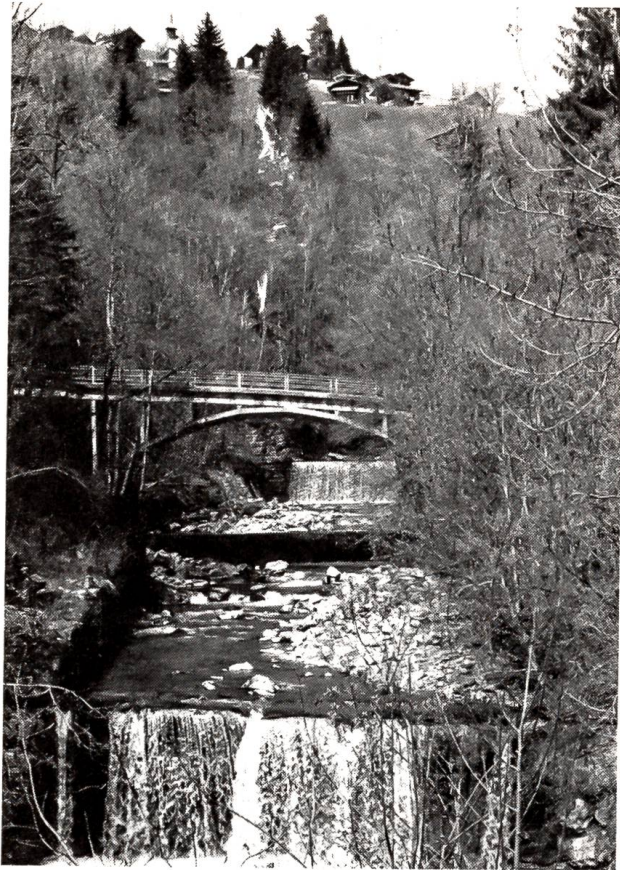
Heuspenden aus dem Unterland

Zum guten Glück für die Habkerner Bauern ist nicht jeder Winter so streng und lang, dass man auf Heuspenden aus dem Unterland angewiesen ist.

Photo VBO/hg

Städtchen Unterseen, das in den Wirren um Freiheit und Glauben treu zu den Bernern gehalten und früher ebenfalls nach Goldswil kirchgenössig war, bildete fortan eine eigene Kirchgemeinde. Ihr wurde Habkern eingepfarrt.

Sooder meint, dass früher schon ein Kirchlein oder eine Kapelle die Leute hinter dem Harder in Gebet und Gottesdienst vereinigt habe. 1535 und wieder acht Jahre später beantragten Ausschossene der Talschaft in Bern die Bildung einer eigenen Kirchgemeinde. 1557 wurden die Verhandlungen von neuem aufgenommen. Man wies darauf hin, dass der Prediger von Unterseen



Der Lombach

Unterhalb des Dorfes quert die Strasse den Lombach, ein harmloses Wasser, das sich aber bei einem Gewitter in einen tosenden und reissenden Wildbach verwandelt.

Photo VBO/hg

alle vierzehn Tage ins Bergdorf hinaufgehen müsse, um dort die Kinderlehre zu halten. Gewiss eine mühsame Aufgabe. Doch dem nicht genug: 1565 klagt der damalige Pfarrer von Unterseen, Samuel Knechtenhofer, die Gemeinde Habkern mite ihm zu, «in der Kirche daselbst» zu taufen, «da doch kein Taufstein in derselben sei». Die Habkerer werden denn auch mit ihrer Forderung abgewiesen.

Laut Lohner wurde 1621 in Habkern die Kirche neu erbaut. An diesen Bau (die Erweiterung eines früheren?) stiftete die Obrigkeit fünfzig Kronen. Als Baumeister wird Daniel II. Heinz

genannt, der von 1602 bis 1633 als Münsterbaumeister tätig war und 1618 die Kirche von Schangnau und 1631 die von Eggiwil gebaut hat. Der neue Bau weckte die alten Wünsche. 1664 kam auf einer Versammlung in Thun die Bildung einer eigenen Kirchgemeinde in Habkern neu zur Sprache. Landvogt Steck von Interlaken trat für die Interessen der Talschaft ein. Am 31. März 1665 wurde durch einen Beschluss das Dorf am Lombach von Unterseen getrennt und zur eigenen Kirchhöri erhoben. Die unruhigen Zeiten des Bauernkrieges und die bernische Niederlage bei Villmergen mögen den Entscheid der Obrigkeit mitbestimmt haben – man wollte die «hintere Täler» sicher in den Griff bekommen. Wer konnte da besser dienen als der Pfarrer? Er bildete «die rechte Hand des Landvogts», verlas von der Kanzel die obrigkeitlichen Mandate und Verordnungen und achtete bei seinen Hausbesuchen streng darauf, dass nirgends irgendwelche «Täuferei», «Sektiererei» und «Zauberei» sich einnistete und keine kirchenfeindlichen Bücher gelesen wurden. Den 1627 eingeführten Taufrödeln wurden jetzt noch Ehe- und Totenregister beigegeben und so die ganze Bevölkerung zahlenmässig festgehalten. Nur kirchlich geschlossene Ehen galten als rechtskräftige Bündnisse; Neugeborene mussten innert acht Tagen die Taufe erhalten.

Habkern eine eigene Kirchgemeinde. Wieder wirkten auf dem Platz Maurer und Zimmerleute und schenken unter der Leitung von Baumeister Dünz dem Kirchlein jene Gestalt, die auch uns Heutigen vertraut ist: ein schmales Haus mit Vorscher und Satteldach, das Türmchen von einem Spitzhelm gekrönt. 1666 sind Grundsteinlegung und «Ufrichti» vermerkt, ein Spruch hält den Neubau fest. Samuel Eyen aus einem burgerlichen Geschlecht der Stadt Bern nahm als erster Pfarrer in Habkern den Dienst auf. Er wirkte später am Berner Münster und war Mitglied der Religionskommission, die sich mit den «pietistischen Umtrieben» befasste. Er galt als «ein eifriger, gelehrter und frommer Mann». Auch seine beiden Nachfolger waren tüchtige Geistliche: Franz Ludwig Scheurer («Schürer») und Samuel Guggisberger. Jetzt schon werden Klagen laut, die sich durch das 18. Jahrhundert fortziehen: die

geringe Entlöhnung, die die Pfrund abwarf. Dazu kamen die Abgeschiedenheit des Ortes und die «rauhe Bergnatur», die nicht jedem gleichermaßen zuträglich war. Heinrich Immer verteidigte gegenüber der aufklärerischen Strömung seiner Zeit die lehrgemässe Auslegung des Wortes. Johann Melchior Wydenkeller und Emanuel Gottlieb Ringier erlebten den «Übergang» und die Nachwehen der Revolution, und ihre Nachfolger in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden hineingerissen in die Auseinandersetzung zwischen der kritischen Richtung und dem überkommenen Offenbarungsglauben. Sträusse gab es auch in Habkern: so trieb, als Pfarrer Kuhner im Schulhaus von Predigern veranstaltete Gebetsversammlungen duldeten, der Gemeinderat, der zugleich als kirchliche und Schulbehörde wirkte, die frommen Brüder mit Knütteln auseinander ...

Ein Streiflicht auf die Schule

Alte Habkerer Urkunden liegen nicht allzu dicht in den Archiven, so dass man nicht sicher weiss, wann die Talschaft erstmals eine Schule geführt hat. Noch lange Zeit nach der Reformation vernehmen wir davon nichts. Vielleicht liegen die Anfänge im beginnenden 17. Jahrhundert. Damals erliess die Stadt Bern eine Schulordnung, und die Amtleute und Kirchenmänner wurden aufgefordert, darauf zu sehen, dass in den Gemeinden Schulmeister angestellt würden. Zog der eine oder andere mit Wissen Gewappnete hinauf ins Bergdorf, um dort die Fuchtel zu schwingen, oder musste der «Predikant», der Pfarrer, selbst zugreifen und darauf achten, dass «in den puncten desz gloubens» der einzelne wohl versehen und gefestigt wurde? Denn die Schule diente vor allem einem: der Vertiefung in das biblische Wort. Damit verbunden einem «wohlanständigen Verhalten».

Aus dem Jahre 1736 ist uns ein Examensbericht erhalten. Er orientiert uns über die im Wintermonat durchgeführten «Herbstexamina». Die «Lehrjugend» wurde bei diesem Anlass über das geprüft, was sie «den Sommer hindurch daheim angewendet» hatte, mit andern Worten, was sie

an «Fragstücken» des Katechismus, an Psalmen, Episteln und Prophetenstellen nach der langen Sommerpause noch auswendig herzusagen wusste, denn während der Arbeiten auf dem Felde hatte man den Unterricht eingestellt. Zogen dann mit dem Kürzerwerden der Tage die Herden talwärts und war das Futter für die kalte Jahreszeit eingetan, konnte der Schulmeister die geordnete Arbeit wieder aufnehmen. Es war damals der wegen seines Singens gelobte Hans Zybach, ein Hasler, wie es den Anschein hat.

Der Schulbericht von 1806 rügt, dass das Haus «im Grubi», in dem Schule gehalten wurde, die zunehmende Kinderzahl nicht mehr zu fassen vermöge. Es bestehe, so heisst es, «aus einer grossen Stube und einem kleinen Nebestübli» samt der Küche «zum allfälligen Gebrauch des Schulmeisters». Es fielen damals auf etwa hundert Haushaltungen im Gebiet des Lombachs rund achtzig Schüler. Die Hälfte davon waren Mädchen. Man lehrte noch immer, wie ein Jahrhundert zuvor, aus dem Heidelberger Katechismus. Der Schulmeister verwendete seine Mühe, so vernehmen wir, vorzüglich auf Lesen, Schreiben und Singen. Rechnen konnte er nicht.

1830 fasste man eine mehrteilige Schule ins Auge. Sie liess sich nicht sofort verwirklichen, denn eben erst war die Talstrasse von Unterseen herauf fertig erstellt worden. Aus ihrem Bau waren der Gemeinde gewaltige Lasten erwachsen. Doch eine neue Schule musste her, der Gedanke liess sich nicht mehr von der Hand weisen. Acht Jahre später war man soweit: der Bau eines neuen Schulhauses wurde beschlossen. Man plante ins Grosse und dachte an vier Klassenzimmer und zwei Lehrerwohnungen. Zu diesen beiden Wohnungen sollte im Schulhaus je noch ein Schweinestall eingebaut werden. Die niedrigen Löhne bedingten Selbstverpflegung. Die Aufstellung der Baukosten hat sich nicht auffinden lassen, soviel nur weiss man: es sollte nach Möglichkeit im Gemeinwerk gearbeitet werden. Jede Haushaltung hatte zu diesem Zweck «die beste Arbeitskraft» zu stellen oder je zugeteilter Arbeitsstunde einen Batzen zu zahlen. Von 8 Uhr früh bis 5 Uhr abends wurde, von einer kurzen Mittagspause abgesehen, auf dem Bauplatz gegraben, gehämmert, gezimmert. Der

neue Bau kam auf die Pfrundmatte zu stehen. Das Holz lieferten die Waldungen der «vordern Bäuer». 1841 war das Haus bezugsbereit. Als Lehrer hatte man Jakob Knöri von Boltigen, der zugleich als Gemeindeschreiber wirkte, und Johann Ulrich Zurbuchen aus einem im Tal eingewurzelten Geschlecht verpflichtet. Um die Kosten für den Bau zu tilgen, wurde von 1842 an je Haushaltung ein besonderer «Tell» erhoben. Spätere Zeiten brachten Renovationen und Umbauten. Das sogenannte «Schwardach», ein mit Steinen beschwertes Schindeldach, musste der Ziegeldeckung weichen. Überlebt haben die beiden Schweineställe.

Natürlich wurde auch dieses neue Haus eines Tages baufällig, und so ging man nach 130 Jahren neu ans Planen. Nach Abklärung der Standortfrage wurde Architekt Werner Schneider, Interlaken, mit den Planungsarbeiten betraut. Ein erstes Projekt sah zwei kleinere Gebäude im Chaletstil mit einem Verbindungsgang vor. Sie waren der Umgebung angepasst, doch um der Kosten senkung willen verlangte die kantonale Subventionsbehörde, dass das gesamte Bauvolumen unter einem Dach vereinigt werden müsse. Natürlich kam das zweite Projekt nicht wesentlich billiger: ein mächtiger Chaletblock ragt auf aus doppelgeschossigem Unterbau. Er umgreift je Etage zwei Schulzimmer und einen Werk- beziehungsweise Handarbeitsraum sowie verschiedene Behelfszimmer. Im Dachgeschoss liegen zwei Lehrerwohnungen, das erste Untergeschoss enthält den Turnsaal. Im Januar 1975 öffnete das in Nachbarschaft des alten Baues gelegene neue Haus die Pforten. Bereits umfasst es eine Klasse mehr, als ursprünglich geplant war.

Während langer Jahre hat das Kinderheim «Maiezyt» in Schwendi dem Kleinkind und erholungsbedürftigen jungen Menschen eine freundliche Stätte der Entwicklung geschenkt. Interessant und viele Hoffnungen weckend war ferner der Versuch Fritz Jean Begerts, der in der «Lombachschule» auf dem Heimwesen des Ulrich Dauwalder zusammen mit John Marbach, dem späteren Leiter der Schweizerschule in Neapel, und dem Schauspieler Hans Wlasak der Verwirklichung neuer Erziehungsgedanken nachging.

Gesicht der Wirtschaft

Verschiedene Ausdrücke charakterisieren die Landschaft am Lombach. Ein «Land tiefer Gräben» heisst sie im Volksmunde. «Dorf über Tannen» schrieb ein Chronist. Ein Ansässiger meint: «Nest hinter Flühen». Es ist ein Gebiet, das den Eindruck «einer eigentlichen Taleinheit» nicht recht aufkommen lässt, stellt Sooder fest, und Jahn nennt das Dorf den «elendesten bewohnten Ort im Lande» – nächst Abläntschen. «E kei Läbedüner würd dört länger bliibe, als er grad müesst», erklärt ein Wanderer aus dem Süden. Es gibt aber in Habkern nicht bloss ein «Wirrsal von Fels und Tann», nicht nur Steinwüste, windumpfiffene «Blössine» und nasse und unfruchtbare Böden – man wandert auch durch die «Zeemi», durch mildes und bebautes Land, auf dem manche Frucht gedeiht. «Ds buwe Land» bezeichnet der Einheimische die mit Sorgfalt gedüngten Matten.

Das Gemeindegebiet teilt sich geographisch in den nordostwärts gelegenen Einzugsrichter der Emme und in die nach Süden laufenden Senken des Lombachs und seiner Zuwässer. Bis ins letzte Jahrhundert hinein waren die Zugänge zum Bergdorf schwer begehbar. Durch einen tiefen und engen Graben findet der Lombach zum Bödeli von Unterseen; in «wilden Bocken» («Bockten», Stürzen) schiesst die Emme zwischen dem Scherpfenberg und dem Gehäng und Gefels des Schibegütsch und Küblisbühl nach dem Kemmeriboden und Bumbach hinaus. Die beckenartig ausgeweitete Landschaft oberhalb dieser Verengungen liegt im Durchschnitt in Höhen von 1000 Metern und mehr. Nur ein mühsamer Pfad führte vom Unterseer Stadtfeld am Hang des Harders hin zum Luegiboden und von dort auf schmalen Weglein nach Habkern, und die Überlieferung weiss zu erzählen, wie man die Glocken der Kirche mit viel Anstrengung zum Luegiboden «schleipfte», sie von dort mit Stricken zum Lombach hinunterliess, um sie darauf am gegenüberliegenden Hang von neuem hochzuziehen – «z'gsamt Manns- und Wybervolch» lieb seine Arme. «Gloggi-Zug» heisst noch heute die entsprechende Stelle.

Ein vom Höchst, Bohlberg und Wintrösch gemauerter Querriegel trennt das Weideland der jungen Emme vom Siedlungsgebiet am Lombach. Hier breiten sich, abgegrenzt durch Gräben und Talfurchen, an sonnigen Südhängen die vier Bäuerten oder Burgergemeinden von Habkern aus: das über dem Lombach sich bergwärts ziehende Schwendi, der Weiler Bohlseiten auf dem rechtsufrigen Gehäng des gleichnamigen Baches, die Mittelbäuert hoch über dem tiefeingeschnittenen Traubach, das eigentliche Dorfzentrum mit Schule, Kirche und Gasthaus, schliesslich Bort, der westliche Aussenposten weit über dem südlichen Talausgang. Vier kleine Welten – durch Weg und Steg verbunden.

Jede dieser Unterabteilungen verfügt über eine bestimmte Fläche von Kultur- und Waldland, das als Burgergut den Mitgliedern der Bäuert zur Nutzung zusteht. Die einzelnen Teilstücke werden jährlich parzellenweise unter die Berechtigten verlost. Auf dem ihm zugefallenen Pflanzland kann der einzelne Gemüse und Kartoffeln ziehen, er hat Anteil an Emd und Heu, darf auf der Weide eine Kuh sömmern und besitzt ein Anrecht auf den Ertrag von Berg und Wald. Die Bestimmungen wechseln von Bäuert zu Bäuert, und sie sind so geordnet, dass auch ein Unbegüterter die «allernotwendigsten Subsistenzmittel» zur Fristung des Daseins erhält. Natürlich erwachsen dem Bürger aus diesen Einrichtungen auch Pflichten. Er muss am Unterhalt der Wege, an den Säuberungs- und Durchforstungsarbeiten mithelfen. Das Löschwesen wird ihm aufgebürdet, er kann zu bestimmten Tellen sowie zur Teilnahme an den Verwaltungsaufgaben zugezogen werden. Die politische oder Einwohnergemeinde Habkern, so schreibt Jean Stauffer, erscheint als Zusammenfassung der vier Bäuerten. In ihren Entscheidungsbereich fallen Angelegenheiten, die über Leistungen und Pflichten der einzelnen burgerlichen Körperschaft hinausreichen. Ein neunköpfiger Gemeinderat, in dem die genannten Unterabteilungen nach einem überkommenen Schlüssel vertreten sind, überwacht als Kollegialbehörde die laufenden Geschäfte, die gemeinsam vom Gemeindepräsidenten und Gemeindeschreiber besorgt werden.



Viele Habkerner Häuser bieten dem Beschauer reizvolle architektonische Einzelheiten
Photo VBO/hg

Habkern ist ein «Land der Hirten». Nach der Volkszählung von 1941 lebten in der Gemeinde 714 Menschen in 165 Haushaltungen. Von den Gezählten waren etwas über zweihundert Männer und nicht ganz zwei Dutzend Frauen hauptberuflich in der Landwirtschaft tätig, das sind rund 75 Prozent aller Erwerbstätigen. In Handwerk, Gewerbe und Industrie fanden rund dreissig, in Handel, Gastgewerbe und Verkehr ein Dutzend Menschen ihre Beschäftigung. 1950 war die Wohnbevölkerung auf 673 Gemeindeglieder geschrumpft. Von ihnen arbeiteten noch 193 Männer in der Land- und Forstwirtschaft. Zehn Jahre später gab es in Habkern noch 625 Einwohner. 176 Männer und Frauen werkten nach

wie vor auf dem Acker und im Stall, in den Wäldern und auf der Alp. In Handwerk, Industrie und beim Bauen fanden 50, in Handel, Verkehr und Gastgewerbe nicht ganz 20 Menschen Beschäftigung. Bis 1976 hat das Dorf wieder etwas zugenommen. Es zählt jetzt 647 Seelen. In ungefähr 85 landwirtschaftlichen Betrieben arbeiten, die Kinder eingerechnet, rund 400 Menschen. Die Zahlen für Handwerk, Industrie und Bauen sind sozusagen gleich geblieben; Handel, Verkehr und Gastgewerbe umfassen 28 Tätige.

Dieser teils rückläufigen oder stockenden Bevölkerungsbewegung ungeachtet hat sich das Vermögen der Habkerer – in Vieheinheiten ausgedrückt – nur wenig verändert. Es gab um 1800 bei sechshundert Kühen und dreihundert Kälbern und Rindern. 1944 zählte man weniger Kühe, dagegen bedeutend mehr Jungvieh. Auch gegenwärtig liegt das Gewicht stark auf der Kälbermast. Zahlreiche Bauern, so meldet Robert Aemmer, liefern der von der Milchgenossenschaft im Dorfe betriebenen Annahmestelle wenig oder gar keine Milch mehr ab. Da jedoch seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts – wenn man von den jüngeren Entwicklungen absieht – die Bevölkerung zunahm und die Zahl der Haushaltungen sich verdoppelte, so trat mehr und mehr an die Stelle des Mittelbauers der Kleinbauer, der sich mit drei bis fünf Hektaren Land zufriedengeben muss. Um zu überleben, greift der Landwirt zum Nebeneinkommen: er arbeitet tagsüber im Wald oder auf der Strasse, geht als Zimmermann auf nähere und weitere Walz, betätigt sich als Küfer und Schreiner, als Schlittenbauer oder Sager, als Maurer, Schneider, Störenmetzger.

Günstigere Ergebnisse zeitigt der Mittelbetrieb. Er umfasst im Durchschnitt fünfzehn bis dreissig Hektaren, doch darf man ihn nicht mit einem entsprechend gleich grossen Anwesen im Mittellande vergleichen, erschweren doch manche äusseren Gegebenheiten die Bebauung des Feldes und mindern seinen Ertrag. Die Höhenlage verkürzt die Vegetationszeit, der Boden gibt weniger her, und nur mit Mühe schafft der Bauer den Dünger auf die Matten. Dazu kommt die Zerstückelung der Landstreifen zufolge der Erbteilung und die oft entlegene Lage der einzelnen Parzellen. Stauffer hat errechnet, dass rund zwei

Drittel aller Betriebe drei bis sechs Parzellen aufweisen. Die Bewirtschaftung der einzelnen Landplätze ruft nach dem Bau von Scheunen auf den verschiedenen Grundstücken, und die Scheunen wiederum ziehen die Ställe nach, so dass der Habkerer im Winter wie ein Nomade vom einen Futterplatz zum andern zieht. Lassen sich die Güter zusammenlegen und wie, dass nicht der eine alles Land am Schatten und der andere an der Sonne hat? Und lassen sich landwirtschaftliche Maschinen an den zahlreichen Steilhängen erfolgreich einsetzen? Der Bauer muss das meiste von Hand tun.

Der Habkerer Talkessel liegt in den Flysch gebettet. Ein toniger Lehm breitet darüber sich aus, Moränenschutt gibt ein gutes Erdreich. So gedeiht auf der Höhe von Habkern der Dinkel. Der Ortsname «bir Müli» am Lombach erinnert an die Zeit, da man hier die Brotfrucht gemahlen hat. Flachs und Hanf wurden seit alters in den vier Bäuerten gezogen, die Gespinste von der Bauersfrau verarbeitet. Der Holzreichtum rief nach Sägemühlen. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts gab es deren zwei auf dem Beatenberg, eine in Habkern. Rund hundert Jahre später kamen die Glashütten auf. Um 1680 erwarb Hans Rudolf Zehnder eine Bewilligung für Iseltwald, in Schangnau errichtete der Neuenburger David Sergeant eine solche Werkstatt, um die Mitte des 18. Jahrhunderts wandte sich Ziegler in Habkern der Herstellung von Glas zu, Sterchi und Blatter bauten im Harzersboden. Eine Blüte, die rasch verging. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann man da und dort in den Bergen, so auch in Habkern, nach Steinkohle zu schürfen, doch die Flöze unter dem Hohgantsandstein gaben nur wenig her. Während des Zweiten Weltkrieges wurde für die Schmiede in Habkern im Grönenbergmassiv erneut nach Kohle gegraben. Verschwunden ist die in Habkern betriebene Pferdezucht; auch die Werkbänke der Schnitzler stehen leer. Im Flug der Zeiten wechseln die Bedürfnisse und Moden.

Habkern hat sich heute zu einem stattlichen Dorf entwickelt. Es ist Ferien- und Erholungsplatz geworden, aber keine Hotelstadt verschandelt das Gelände. Die Gäste von auswärts steigen im erneuerten «Bären» ab oder in dem 1972

eröffneten Sporthotel. Es gibt Klubhütten und Ferienheime. Nicht ganz hundert gut in die Landschaft eingebettete Ferienchalets ziehen die Bergfreunde an. Da der weitaus grösste Teil der 160 Wohnhäuser bloss eine einzige Haushaltung umgreift, wurde es der einheimischen Bevölkerung möglich, durch nicht allzu kostspielige Umbauten Raum für Mietswohnungen zu schaffen. Gegen fünfzig solcher Wohnungen stehen heute den Touristen zur Verfügung. Im Jahre 1976 konnten 128 000 Uebernachtungen in Habkern gezählt werden. Dies alles rief nach neuen Aufgaben. So mussten Quellen erschlossen und das Wasser den Verbrauchsstellen zugeleitet werden. Fragen der Abwässer und des Kehrichts standen zur Diskussion. Es galt die innerörtlichen Strässchen zu verbessern, Wanderpfade zu kennzeichnen, Schlittenwege offenzuhalten und eine Langlaufloipe anzulegen. Die zahlreichen Skifahrer bringt ein Skilift gegen die Bröndlisegg hinauf. Eine Skischule und ein heizbares Schwimmbad dienen der Ertüchtigung der Aufenthalter. Die vor rund hundertfünfzig Jahren gebaute Zufahrtsstrasse von Unterseen herauf ist manchenorts verbreitert, ausgebessert und für den Winterverkehr nutzbar gemacht worden. Ein regelmässiger Postautodienst verbindet Tal und Berggemeinde, deren Zukunft, durch eine arbeitsame Bevölkerung, als gesichert erscheint.



Habkern – das Feriendorf

Dieses Übersichtsbild zeigt uns Habkern als ein Feriendorf für alle Leute, die Ruhe, frische Luft und viel Sonne brauchen können.

Photo VBO/hg

UND ER WAR ES DOCH!

Der einstige Bundesrat Kobelt (1891–1968), Chef des Eidgenössischen Militärdepartementes, fuhr in jenen Jahren, da er in der Presse oft scharf angegriffen wurde, an einem Samstagabend allein in einer kleinen Nebenbahn des Bernbietes auf das Land hinaus. Ihm gegenüber sass, im Halblein, ein nicht eben grosser, pfiffig aussehender Bauersmann. Lange schwiegen beide. Dann eröffnete das Gegenüber, nachdem es den Bundesrat eingehend gemustert hatte, das Gespräch: «Dir gliichet de aber ou ganz unerkannt em Bundesrat Kobelt», sagte der Mann. Bundesrat Kobelt, belustigt ob der Feststellung, entgegnete nur «So, findet Sie?» – «Gwüss, gwüss», sagte der andere, «aber Dir chöit froh sii, dass Dir ne nit siit!»

(Aus Peter Dürrenmatt: «Hundert Schweizer Geschichten», Nebelspalter-Verlag, Rorschach)